

Dr. DIETRICH NEUFELD

ZU PFERD

1000 km durch

DIE UKRAINA

J.D. Goossen. June 1923.

Zu Pferd 1000 km durch die Ukraina

Von

Dr. Dietrich Neufeld

)

Adina Reger
Tulpenstraße 14
56575 Weißenthurm
Tel. 0 26 37 - 77 73

1 9 2 2

Selbstverlag E m d e n , Grosse Osterstrasse 37

Alle Rechte vorbehalten!
Copyright by Dr. D. Neufeld, Emden.

Druck von M. Wilkens, Emden

Inhaltsverzeichnis

Ein Versuch auf Gutglück S. 5—19.

Warum ein Verbleiben in Russland unmöglich erscheint. — Das erste Hindernis auf der Reise. Bauern u. Kommissare. Dorfphilosophen. — Von den Sowjet-Behörden festgenommen. Begegnung mit Aufstandsschürern. — Ein natürliches Hindernis.

Die Reise in einem neuen Stadium s. 19—28.

Das Leben in der Kreisstadt. — Wir weichen vor Rumäniens drohender Haltung. — Ein Grenzdorf. — Wegereignisse und Bauerntypen. — Geldwert.

Andere Entschlüsse und neue Richtung s. 28—37.

Richtung nach Galizien. — Verfolgt. — Ein ehemaliger Gutshof. — Ausgeplünderte Gebiete. — Eisenbahnzüge als Rarität und ihre Verwendung. — Ein Volk, das über seine Notlage philosophiert. — Reiseprobleme: Nahrungssorgen, Läuse usw. Der Krieg als Störer der Harmonie: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Die Begegnung mit christlicher Menschlichkeit Unser Gelübde.

An der Front und zwischen Fronten s. 37—46.

Angehalten. — Wert des Streichholzes. — Wir stehlen. — Im Generalquartier der Bolschewiki. — Im Versteck. — Unsere Pferde requiriert. — Spione der Gegenpartei. — Soldatentreiben im Bürgerkriege. — Das Bangen um die Entscheidung. —

Die letzten spannenden Tage s. 47—54.

Gewagte Weiterfahrt. — Wir sehen dem Tode ins Auge. — Im Gebiete der vordringenden Ukrainer. — An der polnischen Grenze: Verlust der Pferde. — Eine gruselige Nacht. Im polnischen Okkupationsgebiet. — Heimtransport und erster Eindruck in der neuen Heimat. — Schlusswort.

Es war ein schöner Spätsommernorgen, als wir aus dem Steppengutshof hinausfuhren. Verlassen und verfallen sah dieser ehemals so stattliche Besitz aus. Aber wohin auch immer unsere Blicke gingen, der Abschied tat nicht weh. Die neue Hoffnung liess einen Schmerz nicht aufkommen. Es war die Hoffnung auf langersehnte Heimkehr.

Lange waren wir Gefangene in diesem Lande, das ein so wechselvolles Geschick erlebte wie zu unserer Zeit kein zweites Reich. Unter dem ewigen Wandel der Verhältnisse hatten wir fast schon vergessen, dass die Russen vor gar nicht langer Zeit unsere Feinde waren.

Wir waren in Sibirien festgehalten worden und sahen bei dem russischen Durcheinander keine Möglichkeit, die Heimat wiederzusehen. Da kam uns ein günstiger Umstand zu Hilfe: Es fiel den Bolschewiki ein, auch uns Ausländer zu mobilisieren. Wir sollten in der Ukraina gegen Denikin und Wrangel kämpfen. An sich eine Ungeheuerlichkeit für uns Fremdlinge in diesem Lande! Man brachte uns in die Ukraina. Aber ehe es zu irgendeinem Kampfe kam, befreite uns ein Dekret aus Moskau vom Dienst in der Roten Armee. Nun waren wir frei und der Heimat bedeutend näher gekommen. Von hier hofften wir, sie erreichen zu können; mussten aber bald erfahren, dass die Russen uns noch nicht heimkehren lassen wollten. Sie hatten nur noch Verkehrsmittel für ihre Armee zur Verfügung.

Wiederholt versuchten wir trotzdem aus Russland herauszukommen. Es schien immer schwieriger zu werden. Kein Monat verging ohne irgendwelche Aufstände. Darum war es doppelt gefährlich, zumal ohne Ausweise, sich auf einen längeren Weg zu begeben.

Und doch beschäftigte uns die Heimkehr alle Tage. Zu dreien wollten wir endlich die Reise wagen: ein Norddeutscher, ein Sachse und ein Tscheche. Oft sassen wir abends zusammen und überlegten, welchen Weg wir einschlagen sollten. Begannen wir dann uns zu erkundigen, so meldeten Gerüchte immer wieder von Zuständen, die uns zurückhielten. Rumänien, hiess es, lasse Deutsche nicht durch. Weiter nordwärts wären Fronten und Bürgerkriege. Zeitungen gab es schon lange nicht mehr, um uns zu unterrichten. Die bolschewistischen Blätter, die uns dann und wann in die Hände fielen, waren so offenbar tendenziös, dass wir uns keine Begriffe bilden konnten, weder von den Zuständen und Verhältnissen in Russland, noch viel weniger von denen im Auslande. Was wir um uns herum sahen, war wilde Anarchie und Terror, Folgen der ewigen Bürgerkriege.

Der Sachse hatte sich eines Tages eine tapfere Russin erobert. Die Liebe von Geschlecht zu Geschlecht ruht selbst in den trübsten Zeiten nicht. Sie ist dann vielleicht der einzige Trost. — Genug, der Sachse wollte seine Russin heiraten. Im bolschewistischen Russland ist die Eheschliessung sehr einfach. Mann und Frau, die sich heiraten wollen, melden sich im Wollost-Sowjet, unterzeichnen den Ehekontrakt und gehen zur selben Stunde als verheiratete Leute von dannen.

Bedeutsam für uns Unbeteiligte war dabei, dass der Sachse durch seine Frau in den Besitz eines Wagens und eines vortrefflichen Dreigespannes kam. Damit konnten wir die Fahrt nach Deutschland wagen. Zuerst aber hiess es Geld verdienen, um uns und die Pferde unterhalten zu können, denn zu Pferde würde die Reise mitten aus der Ukraina heraus lange dauern, das wussten wir.

Der Sachse war verwegen. Er warf sich auf Handel und Spekulation. Er fuhr Mehl nach der Stadt und verkaufte es für Schwindelpreise. Diese Art des Handels wurde von den Bolschewiki aufs strengste verfolgt. Indessen legte der Sachse Geldschein auf Geldschein. Ein Pferd freilich büsste er bei seinen Fahrten ein; aber es blieben ihm immerhin noch zwei schöne junge Tiere.

Eines Tages hielten wir Rat und setzten die Stunde der Abreise fest. Nun wurde eifrig im Geheimen gerüstet. Ich kannte die Beamten aus dem Dorfsowjet und wollte uns durch sie Ausweise verschaffen. Wohl wusste ich um eine kürzlich erschienene Verordnung, dass künftighin nur Kreisämter für Ausländer zuständig wären. Aber ich überlegte nicht lange, schrieb selbst die Scheine, Hess sie im Amt des Dorfes unterzeichnen und mit dem Siegel versehen. Das Datum stellte ich zurück, so dass die neue Verordnung umgangen würde. Es war ein Wagnis, denn jeder beliebige Kommissar konnte die Gültigkeit der Ausweise beanstanden.

Aber war nicht grösser noch das Wagnis, abermals in einen russischen Winter hineinzugehen? Der Winter kam im Verein mit Frost, Hunger und Krankheit. Unter allen Umständen wollten wir es deshalb versuchen, aus der Ukraina, dem Herde ununterbrochener Wirren, herauszukommen. Und als wir am nächsten Sonntagmorgen in die Steppe hinausfahren und westwärts die Richtung einschlugen, da jubelten unsere Herzen mit den trillernden Lerchen in der Luft um die Wette.

Wir hatten keine gute Karte bei uns. Die Sonne war unser bester Wegweiser. Jedesmal, wenn sie unterging, sahen wir ihr nach und fühlten beseligt, dass wir der Heimat zugekehrt standen.

Aber schon vor dem ersten Dorf stieg die Sorge auf. Würden unsere Ausweise genügen? War uns das Gefährt sicher? Immer wieder erzählten Bauern und

Fuhrleute, dass sie unterwegs von Räuberbanden angehalten und der Pferde beraubt worden waren. Vor einem solchen Geschick mussten wir auf der Hut sein. Andererseits aber schien es auch geraten, nach Möglichkeit den Sowjetbehörden aus dem Weg zu gehen und deshalb, so oft es angängig wäre, Ortschaften zu meiden. Wir mussten aber bald erkennen, wie schwierig das war. Auf dem geraden Weg nach Westen hatten wir alle Täler und Flüsse zu durchqueren, die südwärts nach dem Schwarzen Meer fließen. Brücken oder Dämme gibt es nur in der Nähe von Dörfern. Und die Miliz, so folgerten wir, würde auf der Lauer nach Spekulanten gerade auf den Brücken die Fuhrwerke kontrollieren.

Wir kamen ungehindert durch das erste Dorf. Aber dann verliess uns das Glück. Als wir die zweite grosse Ortschaft erreichten und über den Platz vor der Kirche fuhren, erscholl plötzlich ein gestrenges: Halt! Aus einem Hause kam eine Gruppe Bewaffneter zum Vorschein. Von der Gruppe lösten sich zwei Männer. Ohne Eile schritten sie auf uns zu, das Gewehr leicht geschultert, in der Hand die berühmte russische Nagajka,*) den Säbel seitwärts am Gürtel. Sie gehörten zur Miliz. Man musterte den Wagen und verlangte unsere Ausweise. Lange las der eine; mit halblauter Stimme stolperte er über die Silben. Der andere, offenbar des Lesens unkundig, zeigte mehr Teilnahme für den Inhalt unserer Säcke auf dem Wagen. Er befühlte den Hafersack; der Inhalt war ihm bekannt. Er betastete meinen Sitzplatz: „Spreu,“ sagte er und suchte weiter. Er schien nach etwas Bestimmtem auf der Suche zu sein. Nach einer Weile fragte er: „Haben Sie Stiefelleider bei sich?“ Wir verneinten prompt. Aber das überzeugte ihn nicht. Er suchte weiter.

*) Knotenpeitsche.

„Was ist denn das?!" entfuhr es triumphierend seinem Munde, als er einen Schuh im Sacke fühlte.

„Das sind meine Schuhe", versuchte ich ruhig und sachlich zu erklären, aber ich war mir bewusst, dass es jetzt meiner ganzen Beredsamkeit bedurfte, um im Besitze der Schuhe zu bleiben.

Inzwischen war man mit unsern Schriftstücken noch immer nicht fertig geworden. Man hielt uns für Spekulanten und hiess uns mit dem Wagen folgen.

Vor dem Amtsgebäude mussten wir halten. Dort sahen wir einen ganzen Tross von Fuhrwerken. Es waren Bauern, die man mit Pferd und Wagen mobilisiert hatte, um sie nach der Front zu schicken.

Neugierig sammelten sie sich um uns, während der eine Milizmann verschwand und der andre mit mir wegen der Schuhe verhandelte.

„Es sind alte Dinger," so sprach ich auf ihn ein, „ich würde sie Ihnen gern zeigen, wenn sie nicht so tief unten im Sack steckten. Aber fühlen Sie doch, wie schlecht sie schon sind! Die Sohlen sind bereits durch und die Flicker auf dem Oberleder fangen an sich zu lösen."

Diese bestimmte suggerierende Art überzeugte ihn, um so mehr als sie auch auf die Umstehenden Eindruck machte.

Ein Bauer wies auf meine Füsse:

„Der Mann ist ja barfuss," sagte er mit einem Vorwurf gegen den Milizmann. Der fühlte den Gegner und liess ab.

Ich schämte mich fast des Aufwands um ein Paar abgetragener Schuhe willen. Sie haben mich tatsächlich nicht mehr bis ins Elternhaus nach Deutschland getragen. Aber nach der Heimat war es damals noch sehr weit, und wir waren alle drei nicht überzeugt davon, dass es uns schon diesmal gelingen würde, aus Russland herauszukommen. Solange wir aber in dem bettelarmen Lande lebten, hatte selbst solche Fussbekleidung, die kaum noch den Namen

Schuhe verdiente, unschätzbaren Wert. Einem fried-samen Menschen ist es in der Ukraina gänzlich un-möglich, in den Besitz von Schuhen zu kommen. Man muss schon ein Gewehr haben und es einem hilflosen Stiefelbesitzer auf die Brust setzen können-lich kann es nicht. Aber viele in Russland — und auch anderwärts — hat die Gewalttätigkeit, die des Krieges Natur ist, roh und zu solcher Tat fähig gemacht.

Ich behielt diesmal meine in Russland unbezahl-baren Schuhe.

Inzwischen hatte der Schreiber des Gebietsamtes unsere Papieregelesen und erklärte, dass alles in Ordnung wäre. Dann jedoch fiel ihm ein, dass unsre Pferde besondere Ausweise haben müssten. Wir hatten vor-gesorgt und konnten einen Schein vorweisen, darin Wagen und Pferde als Eigentum der Frau des Sachsen bezeichnet waren. Das genügte ihnen aber nicht. Die Tiere sollten einzeln bestimmte Kartenausweise haben, worin vor allem genau ihr Verhältnis zur Militärpflicht festgelegt wäre.

Wir kamen zunächst in nicht gelinde Verlegenheit. Die Pferde gefielen ihnen, das war offenbar. Aber wir kannten unsere Pappenheimer aus früheren Er-fahrungen und wussten: durch Widerspruch durfte man sie nicht reizen.

„Gewiss, es ist voll begreiflich,“ so sprachen wir, „dass Sie so streng verfahren müssen, denn was wäre Russland jetzt ohne Pferde?! Der Abwehrkrieg gegen die Weissgardisten wäre unmöglich, weil ein Bahn-transport kaum noch existiert. Das treue Pferd rettet Sowjetrußland. Was sind die Kadaver an den Wegen anderes als gefallene Helden!“

„Hört Ihr?“ wandte sich der Milizmann an die Bauern, die sich noch immer um unsern Wagen scharten, „Ihr sträubt Euch jedesmal, wenn Ihr fuhr-werken sollt. Da seht Ihr, einsichtsvolle Menschen haben Verständnis für unsere Forderung. Ihr wollt die

Früchte der Revolution mit uns teilen, aber die Revolution retten helfen, das wollt Ihr nicht!"

Ein Bauer wagte Gegenrede.

„Ich bin auch Soldat gewesen," sagte er, „und habe die Revolution mitgemacht. Aber jetzt heisst es, nicht nur Revolution machen, sondern auch Brot schaffen. Ohne Pferd kann kein Bauer ernten. Seht hin! Das Getreide liegt noch auf dem Felde. Bleibt es draussen, dann gibt's im Winter nichts zu fressen!"

Die Gegensätze verschärften sich, und die Milizleute hatten nicht übel Lust, den Dreisten festzunehmen. Aber sie fühlten auch, dass das einem Stich ins Wespennest gleichkommen würde, weil sie alle Bauern gegen sich wussten.

Von uns war die Aufmerksamkeit abgelenkt. Plötzlich brachte der Sachse durch einen schreckenden Peitschenknall die Pferde in Bewegung, und als ich mich umsah, winkte der Milizmann mit der Hand, zum Zeichen, dass wir unseren Weg nur fortsetzen sollten. Die Pferde waren gerettet. Und unser Sachse träumte von dem Glück, das er sich ausmalte, wenn er seinen braven Fuchs und die schwarze Stute heimbrächte. Statt wie ehemals im Dienste des Fabrikherrn Baumstämme aus dem Walde zu holen, könnte er dann mit eigenem Gefährt Frachten befördern. Das würde Aufsehen erregen und einen ganz andern Verdienst einbringen!

Ein neues Dorf zeigte sich. Wieder fragten wir uns voll Sorge, ob es diesmal glücken würde, uns und die Pferde zu retten.

Wir fuhren der Sicherheit halber zur Nacht beim nächsten Bauer auf und beschlossen, uns in der Morgenfrühe davonzumachen, noch ehe die Milizleute wach wurden.

Als der Bauer vernahm, dass wir Kriegsgefangene waren, kannte seine Gastfreundschaft keine Grenzen. Der Hass gegen die Deutschen schien lange vergessen.

Man hatte so viele Enttäuschungen erlebt, dass mancher die Deutschherrschaft bereits als das kleinere Uebel ansah.

„Seither," erzählte der ukrainische Bauer, „ist wohl mit jedem Neumond eine neue Regierung über uns gekommen. Jede wollte es besser machen als die vorangegangene, und doch haben alle enttäuscht. Die Zustände sind schlimm und schlimmer und schliesslich unhaltbar geworden. Und Ihr strebt auch fort aus diesem Russland?"

„Ach, Kamerad, daheim ist es am besten," gaben wir zurück. „Zwar wissen wir nicht, wie es jetzt bei uns zu Hause aussieht; die Jahre gingen hin in der Gefangenschaft. Aber wir denken nicht schlecht von den Russen. Glauben Sie nur, es wird einmal alles gut werden, auch hier."

„Ich glaube nicht mehr daran," sagte der Alte. „Ich habe, weiss Gott, meine Geburtsheimat immer geliebt und schon viel in ihrer lieben Erde herumgewühlt. Vor dem Kriege wollte mich mein Sohn nach Sibirien auf eine neue Siedlung mitnehmen. Ich wollte nicht. Nein, habe ich gesagt, hier bleibe ich, wo mein Väterchen und mein liebes Mütterchen begraben sind. Und jetzt auf meinen alten Tagen möchte ich fort, nicht nach Sibirien, aber nach andern Ländern. Man hat uns so oft im Kriege gesagt, wir Russen wären gut, die andern Völker schlecht. Sag selbst, mein Täuberich," wandte er sich mir zu, „sind wir gut und die andern schlecht?"

Ich ging darauf ein, und auf seine Antwort begierig, sagte ich:

„Ja, Vater, uns hat man zu Hause auch mancherlei vorgeredet, was sich später als falsch erwiesen hat. Aber was wollt Ihr, Ihr habt doch jetzt die Freiheit in Russland?"

„Zum Teufel mit solcher Freiheit! Nie war Freiheit in unserm heiligen Russland. Wie oft erzählte

mein Vater von der harten Zeit der Leibeigenschaft,') und unter der Panschtschina²⁾ haben wir auch keine guten Tage gesehen. 1905 hofften unsere Söhne auf Befreiung, später glaubten sie an die Bolschewiki — alles hat getrogen! Die Bolschewiki haben uns weder Ordnung noch Freiheit gebracht!"

„Ordnung?!" mischte sich sein Sohn ein. „Ordnung, Vater, hat es in Russland nie gegeben. Weisst Du noch, Vater, wie uns hier am Ofen an Winterabenden Trochim lange, lange Verse vorgelesen hat? Dabei schliefest Du ein, Väterchen. Die Verse waren von einem klugen Manne geschrieben. Trochim sagte, er sei ein Dichter gewesen wie unser Leo Nikolajewitsch Tolstoj."

Der Greis nickte. Und sein fünfzigjähriger Sohn erzählte:

„Trochim wusste viel; er verkehrte mit unserem Batjutschka⁸⁾ und mit dem Lehrer. Ja, nun ist er tot. Die schreckliche Krankheit⁴⁾ hat ihn vor einem Jahr gepackt, und daran ist er gestorben. Gott sei seiner Seele gnädig! Trochim hat uns alles genau so wiedergegeben, wie er es beim Lehrer gehört hatte. Lange vor der Zeit unserer Grossväter haben die Russen einmal fremde Fürsten ins Land gerufen, damit sie Ordnung schufen.⁵⁾ Die haben jedoch unaufhörlich Streit gehabt untereinander und die gute Ordnung auch nicht gebracht. Das ging so weiter, bis gar Nichtchristen kamen und die armen Christen plagten." Da haben sich die Russen ermannt und die Heiden vertrieben. Meint Ihr, dass dann Ordnung und Ruhe war? Nein! Trochim hat noch viel, sehr viel erzählt,

Februar Befreiung der Bauern durch das Manifest vom 19. 1861.

²⁾ Regiment der adligen Grossgrundbesitzer.

^{*)} Pope.

⁴⁾ Typhus.

^{b)} Sage von der Einladung dreier nordischer Fürsten (Waräger) im 9. Jahrhundert.

⁵⁾ Tatarenherrschaft vom 13.—15. Jahrhundert.

Das löste einige kräftige Flüche auf die Moskuwiter aus.

„Nehmen die Kommunisten dort den Bauern auch alles wie hier jetzt?“

„Da hat man von je her noch viel mehr requiriert.“

„Also nehmen sie dort wie hier Pferde, Kühe, Schweine, Hühner und Getreide?“

„Freilich Ausserdem schicken sie den Bauer mit seinen letzten Pferden an die Front, wo er oft drei bis vier Wochen bleiben muss. Indessen wird auf dem Felde kein Handschlag getan.“

„So ist auch dort noch das meiste Getreide draussen?“

„Ja. Und wieviel wird im Winter verderben!“

„Aber fressen wollen die Hunde von Kommunisten,“ fügten die andern bitter hinzu.

„Wird hier auch mobilisiert?“ forschten wir unsererseits. Sie lachten höhnisch auf. „Ja, zehn Jahrgänge hatten sie einberufen, aber sie sind bis auf den letzten Mann zurückgekommen.“

Wir hatten genug und wollten weiter, aber sie hielten uns mit Fragen auf.“

„Wir haben gehört, dass im Chersonschen der Aufstand losgeht. Ist das wahr?“ fragten sie erregt.

„Aufstände sind doch da nichts Neues!“

„Aber jetzt! Wie ist's jetzt damit!“

„Auch jetzt gehen überall Gerüchte um, dass es bald wieder losgehen soll.“

„So ist es recht,“ lachten sie befriedigt. „Die verdammten Kommunisten werden wir hinausjagen aus der Ukraina, dass auch kein Hauch mehr von ihnen zurückbleibt.“

„Wie weit ist es denn hier mit der Aufstandsbewegung?“ forschten wir.

Sie wechselten verständnisinnige Blicke, und der eine gab zu verstehen, dass alles bereit sei; es bedürfe nur des äusseren Anstosses.

Der Sachse wurde ungeduldig und trieb die Pferde an; er hatte Eile fortzukommen. Das Gespräch verdross ihn.

Wir unterhielten uns noch lange darüber, was schliesslich aus Russland werden würde. Der Sachse urteilte so: Der Kommunismus hat die Bauern enttäuscht, und deshalb wird er wahrscheinlich trotz seiner Diktatur die Macht in Russland verlieren. Was dann folgen würde? Darüber machte er sich kein Kopfzerbrechen. Wir andern verweilten lange bei dieser Frage, ohne mit ihr fertig zu werden. In einem aber fanden wir drei uns wieder, in der Beurteilung des Russen als Menschen. Sein warmes Mitgefühl für andere und seine Gastfreundschaft sind beispiellos.

„Aber,“ entschied der Sachse, „seine Prinzipienlosigkeit in bezug auf Eigentumsrecht ist ebenso beispiellos. Ich habe jeden Russen in Verdacht, ein Dieb zu sein.“

„Das macht seine Erziehung,“ wandte der Tscheche ein. „Ich war schon 1914 Kriegsgefangener und fand, dass die Kleinen den Grossen des Landes darin nach-eiferten: die Grossen stahlen im Grossen und die Kleinen versuchten es im Kleinen.“

„Mag sein,“ sagte der Sachse, „aber heute macht man es nicht besser.“

„Doch!“ widersprach lachend der Tscheche. „Der Kommunist stiehlt ehrlich, aus Prinzip: Er requiriert, er teilt ein. Die anderen nehmen unerlaubterweise. Aber ist es schliesslich nicht überall so in der Welt? Wer an der Macht ist, stiehlt mit dem Schein des Rechts. Was heisst Stehlen? Nimm an, wir hätten gesiegt im Weltkrieg. Ein gut Stück von Russland hätten wir uns einverleibt. Wäre das nicht gestohlen?“

Der Sachse wehrte ab. Philosophie war nicht seine Sache. Aber der Tscheche redete noch lange, halb mit sich selbst, halb mir zugewandt, von der

Gewalttätigkeit des Krieges, von der Verwirrung der Begriffe und davon, was er zuerst in Prag als Staatsmann machen würde.

Die Witterung war günstig, und wir kamen vorwärts, Am sechsten Tage waren wir schon am Bug-Die Ueberfahrt über den grossen breiten Fluss war nur mit einem Prahm möglich Eine Brücke gab es erst eiter südwärts vor der Kreisstadt. Aber der Prahm war unbrauchbar. Er lag drüben auf dem andern Ufer, und der Fährmann rief uns zu, dass er uns erst in drei Tagen herüberholen könnte.

„In drei Tagen?“ fragte der Sachse ungläubig! „Wenn so weiter gearbeitet wird wie jetzt, wird er auch nach dreissig Tagen nicht fertig sein.“

„Doch,“ sagte der Tscheche, „die Bauern haben ja ihre Felder auf der andern Seite, und schon stehen Erntewagen beladen neben dem Prahm.“

„Es wird aber daran nicht gearbeitet,“ belehrte ihn der Sachse. Er war überzeugt davon, dass der Prahm, wie alles was einmal zerstört ist in Russland, so bald nicht wieder hergestellt sein würde.

Nun fuhren wir im tiefen Sand am Ufer entlang und suchten nach einer seichten Stelle. Nachdem wir etwa 8 oder 10 km aufwärts gefahren waren, sahen wir neben einem Dorfe Wagenspuren ins Wasser gehen und auf der andern Seite wieder weiterführen. Die Ufer waren weit voneinander entfernt. Drüben hielt ein Russe mit seinem Wagen, um abzuwarten, wie wir hindurch kämen. Wir unsererseits wollten als Unkundige zuvor sehen, auf welche Weise andere die Durchfahrt bewerkstelligten. Niemand wagte sich ins Wasser. Da wurde der Sachse unwillig und lenkte seine Getreuen hinein. Die jungen Tiere scheuten anfangs, dann aber tappten sie wacker über das steinige Geröll. Immer tiefer wurde das Wasser, und wir hielten uns schon sprungbereit, denn von der Schwarzen und dem Fuchs waren nur noch die Mähnen und die

Köpfe zu sehen. Der Wagen hob sich und fing an, dem Strome nachzugeben. Er füllte sich mit Wasser und sank wieder. Unsere Braven stöhnten aus den aufgeblasenen Nüstern und setzten die letzte Kraft daran, vorwärts zu kommen. Merkwürdig verflachte sich das Wasser, und es dauerte nicht mehr lange, dann waren wir am Ufer. Eine Bürste und ein Strick waren davongeschwommen. Obwohl diese Gegenstände in Russland unersetzlich waren, durften wir den Versuch nicht wagen, sie zu retten, da sich der Strom sofort verengte und tiefer wurde.

Nach dieser Durchfahrt gab es bis zum russisch-rumänischen Grenzflusse kein natürliches Hindernis mehr.

* . . *

Am folgenden Tage erreichten wir die Kreisstadt Ananjew. Ohne angehalten zu werden, kamen wir glücklich nach einem Auffahrtshof. Wir nahmen uns die Zeit, den Markt zu besuchen. Es gab nur wenig zu kaufen und das Wenige war schlecht und teuer. Ein Pfund Wurst wurde bezahlt mit 400 Rubel, ein Pfund Roggenbrot kostete 150 Rubel; 1 Pfund Aepfel 100 Rubel, eine Wassermelone 80 Rubel, 1 Pfund Salz 400 Rubel. (1 Pfund = 400 gr.)

Ich brachte meine geretteten Schuhe zum Schuhmacher, um die Sohle nageln zu lassen. Für die Nägel und die Arbeit von einigen Minuten steckte der Mann 1500 Rubel ein und brüstete sich dazu noch mit seinem Mitgefühl für einen armen Gefangenen, denn auch er sei gefangen gewesen und habe oft Hunger leiden müssen.

Wir standen vor Rumänien. Hatten wir bisher die Sowjetbehörden nach Möglichkeit gemieden, so fassten wir jetzt den Entschluss, sie aufzusuchen, um uns nach den Grenzverhältnissen zu erkundigen; denn von Rumäniens Unfreundlichkeit hatten wir schon so viel gehört, dass wir die Rumänen zu fürchten begannen.

erreichen mussten. Die Bauern gaben alle Gerüchte wieder, die bei ihnen in Umlauf waren. Die einen wollten etwas von der Kriegserklärung Rumäniens wissen, andere behaupteten, dass die ersten Schüsse schon gefallen seien. Wir horchten auf.

Meine Gefährten fanden keine Ruhe. Lange unterhielten sie sich, während ich mich, müde von den Anstrengungen des Weges aufs Stroh legte und den Nachthimmel in seiner wunderbaren Schönheit betrachtete, bis ich einschlief.

Als ich am Morgen erwachte, sah ich, dass meine Reisegenossen schon wieder miteinander tuschelten. Vorwurfsvoll fragte ich nach ihren Geheimnissen. Da überraschten sie mich mit einem fertigen Plan. Sie wollten zurückfahren. Es sei aussichtslos, die Fahrt fortzusetzen. Ich war so unvorbereitet auf eine solche Entscheidung, dass ich kaum etwas erwiderte, sie nur verständnislos ansah.

Aber ich musste mich bald davon überzeugen, dass ihr Entschluss schon tiefer gegründet war als ich anfangs dachte. Der Sachse war durch seine Frau in Russland beheimatet. Er entwarf bereits Pläne, wie er hier von neuem fuhrwerken und handeln wollte. Der Tscheche war als Techniker bei Mühlenreparaturen stets geschätzt worden. Er dachte daran, dass ihm kurz vor seiner Abreise eine Mühle zur vollen Nutznutzung angeboten worden war. Der Besitzer hatte sich durch früheren Wucher unbeliebt gemacht und musste die Mühle verlassen.

Für mich war es furchtbar, die jahrelang ersehnte Heimkehr wieder aufzugeben. Aber während ich im Wagen sass und zurückfuhr, überlegte ich, ob ich allein und zu Fuss versuchen sollte, die Grenze zu erreichen. Für kurze Zeit noch hatte ich Bedenken zu überwinden. Nichts würden meine Angehörigen erfahren, wenn ich, allein wandernd, unterwegs umkäme. Die Unsicherheit der Landstrasse war in Russland in letzter Zeit geradezu erschreckend geworden.

Wie eindringlich hatten uns die deutschen Kolonisten am Schwarzen Meer gewarnt, die Heimreise zu wagen! Aber ich fühlte bereits den inneren Widerstand weichen und wollte absteigen, um meinen Weg allein zu gehen.

Es war sehr heiss geworden, und wir mussten an einem Brunnen anhalten, um die Pferde zu tränken. Bauern kamen vorbei, die das fremde Gefährt neugierig betrachteten. Einer fragte nach russischem Brauch umständlich nach Ausgang und Ziel der Reise. Wir benutzten die Gelegenheit, uns nochmals nach den Grenzverhältnissen zu erkundigen. Ein schlauer Alter mit langem weissen Bart und Augenbrauen, wie Tolstoj sie hatte, begriff die Zielvergessenheit meiner Kameraden nicht und riet entschieden zur Weiterfahrt. Er sprach mit dem überzeugenden Ton eines Weisen, dem man nicht widersprechen darf und führte uns einen Weg abseits von der grossen Landstrasse. Er war ein Russentyp, um den ganz Westeuropa Russland beneiden könnte. Neuen Mut gab er uns, und wir schalten uns, den Gerüchten zum Opfer gefallen zu sein.

Am Abend jenes für uns beschämenden Tages kamen wir in ein Dorf, das nur noch sieben Werst vom Grenzfluss entfernt lag. Hier rasteten wir einen ganzen Tag, den Pferden die wohlverdiente Ruhe zu geben. Dadurch gewannen wir Zeit, uns genauer umzusehen. Wir waren wieder bei freundlichen Russen eingekehrt. Ein übriges Mal sollten wir erfahren, dass die Gastfreundschaft bei den Russen mehr geübt wird als bei andern Völkern.

Dieses Grenzdorf war zumeist bewohnt von Moldawanen. Keiner von den vielen, die wir um Herberge baten, hatte uns die Tore geöffnet, aber das erste russische Haus nahm uns auf. Der Besitzer war vor Jahren nach Amerika gegangen, um Geld zu verdienen. Er konnte wegen des Krieges bisher nicht zurückkehren. Inzwischen hatte seine Frau mit den Kindern

acht Jahre lang allein die Wirtschaft geführt. Es sah musterhaft aus in Haus und Hof. Fürwahr, ein braves Weib! Unermüdlich schaffte sie. Zum ersten Hofe hatte sie noch einen zweiten hinzuerworben. Aber kein Geiz trieb sie. Sie nahm uns ohne Bezahlung auf und konnte uns nicht genug Liebes erweisen. Den Pferden schüttete sie Hafer in den Trog; uns brachte sie Milch heraus. Am folgenden Morgen, einem Sonntag, hatte sie ihr Zimmer gastlich geschmückt und freundlich den Tisch gedeckt. In der Ecke unter den vielen Heiligen sassen wir beim schmackhaft zubereiteten Bortsch.¹⁾ Freudelächelnd trug sie hinterher noch Milch und Grütze auf. Dankbar assen wir und gelobten, daheim das Märchen von den schlechten Russen, wie es während des Krieges erzählt wurde, Lügen zu strafen.

Inzwischen hatten wir mit Hilfe unserer Wirtin einen Mann gefunden, der vor 24 Stunden über die Grenze gekommen war. Er war einen ganzen Monat in Rumänien aufgehalten und von den Behörden dort unliebsam behandelt worden. Er hielt es wie alle anderen für ausgeschlossen, dass wir unsere Pferde durch Rumänien brächten, bezweifelte sogar, dass wir überhaupt hineinkämen.

Es galt, einen anderen Ausweg zu suchen, und wir beschlossen, über Galizien unseren Weg zu nehmen. Zunächst mussten wir die Richtung nach Norden einschlagen, um dann geradeaus nach Westen weiterzukommen. Bisher waren wir etwa 600 bis 700 Werst gefahren. Fast so weit musste unser neuer Weg sein. Unsere alte Karte in kleinem Masstabe konnte uns wenig nützen. Es war daher begreiflich, wenn wir oft vom richtigen Weg abirrten, um so mehr, als wir die grossen Wege vermieden.

Einmal fanden wir uns gar nicht zurecht. Ich lief über das Feld, wo in der Niederung ein Bauer

¹⁾ Nationalgericht in Russland.

pflügte. Ehe er auf meine Fragen antwortete, wollte er wissen, woher wir kämen und wohin wir strebten. Als er erfuhr, dass wir Deutsche waren, wurde er verlegen. Noch nie hatte er „Germanze“ gesehen und war offensichtlich erstaunt, dass Deutsche den Russen ähnliche Menschen waren.

Unvermittelt fragte er:

„Wie heisst „Chleb“ in Ihrer Sprache?“

Ich übersetzte: „Brot.“

„Und „Woda“?“ fragte er weiter.

„Wasser,“ belehrte ich ihn. Er schüttelte den Kopf.

„Seltsam,“ sprach er vor sich hin. „Das ist der erste Deutsche, den ich sehe.“

Er setzte sich an den Rand der Furche und zeigte Lust, den Deutschen noch näher kennen zu lernen. Darüber vergass er das Pflügen. Und war er nicht Russe genug zu denken: was ich heute nicht beschieke, kann morgen werden? In Russland rechnet man nicht mit der Stunde. Ich aber hatte Eile, was er freilich nicht begriff. Dennoch gab er nach bestem Wissen Bescheid.

Wir mussten noch oft nach dem Weg fragen. Am nächsten Tage wussten wir abermals nicht, welche Richtung wir aus dem Dorfe, wo wir fütterten, nehmen sollten. Es war ein echt russisches Dorf: gross, mit vielen Strassen und Wegen, die strahlenförmig nach allen Seiten hinausführten. Ein Bauer ritt vorbei; ihn hielten wir an. Er gab uns so umständlich Bescheid, dass wir nicht klug daraus wurden. Da beschloss er, sich neben unserm Wagen zu halten. Er war redselig, denn sein Herz war voll. Die Sowjets hatten ihn zu arg mitgenommen, behauptete er. Er hatte eine grosse Landwirtschaft von 90 Desj.¹⁾ besessen und dementsprechend Maschinen und Vieh gehabt. Nun sollte kommunistiert werden, und man hatte ihm alles genommen und davon denen gegeben, die nichts hatten.

¹⁾ Etwa 92 Hektar.

„Wer denkt denn heute bei uns daran, die alte Eigenwirtschaft in früherer Weise zu betreiben," wandte er sich an uns, „die grossen Besitzungen sollen nicht sein. Ich gäbe gern ab von meinem Besitz, aber warum nimmt man mir alles! Die Armen haben jetzt die Macht; aber sie wenden sie nicht richtig an." So räsionierte er.

Wir liessen ihn zurück und fuhren weiter. Vor dem nächsten Dorf fragten wir ein paar Hirtenjungen nach dem Namen des Ortes, um uns nach der Karte zu orientieren. Sie lachten uns aus. Das Dorf nicht kennen! Ein Name wie Bjelogorka war ihnen von je her geläufig. Jeder Junge kannte ihn! Zum Viehmarkt kam jeder einmal im Jahre dahin. Uns war schliesslich an dem Namen nicht alles gelegen. Klein war den Jungen die Welt. Wie gross war sie für uns —

Von der Höhe des Weges sahen wir plötzlich auf der Strasse einen Säbel blinken und fürchteten Miliz, der wir ausweichen wollten. Daher liess der Sachse die Zügel locker, sprach seinen Getreuen zu, und bald kamen sie in solchen Trab, dass man uns für Hochzeiter hätte halten können. Statt der bunten Bänder flatterten bei uns zerrissene Aermel hoch.

Wir fürchteten immer noch, die Pferde zu verlieren, denn die Erfahrung hatte uns dieselbe Weisheit gelehrt, die heutzutage jeder Bauer kennt, dass gute Pferde ein unsicherer Besitz sind.

Der Tscheche begann zu philosophieren :

„Schwankend," sagte er, „sind alle Begriffe. Es ist tragisch, wenn Grundsätze, die lange bestanden und vielen Generationen als Pfeiler ihrer Weltanschauung gegolten haben, plötzlich einstürzen, und der Mensch keine neuen in gleicher Würde findet; denn die Würde kommt nie plötzlich, sondern immer mit der Zeit. Es ist nicht nur tragisch, verhängnisvoll ist das!"

„Vielleicht nur deshalb tragisch," wandte der Sachse ein, „weil es verhängnisvoll ist."

„Ja, ja," blinzelte der schlaue Tscheche. „Das Verhängnis liegt darin, dass viele Menschen nur kraft der Gewöhnung oder überhaupt nicht eingewöhnt, allein aus Furcht vor Strafe den überlieferten und geltenden Gesetzen folgen. Ist die Furcht vor Strafe geschwunden, die Kraft der Gewöhnung gebrochen, dann werden unselbständige Menschen von ihren Leidenschaften und nicht von der Vernunft regiert."

„Auf wen spielst Du an?" fragte der Sachse misstrauisch.

„Auf Dich doch nicht, Kerl. Pferde stahlst Du noch nicht, wenn Du auch als deutscher Soldat schon requiriert hast."

„Requirieren? das ist was anderes," lachte der Sachse.

„Eigentlich ist stehlen und requirieren dasselbe," meinte nachdenklich der Tscheche. „Im Kriege hat man das Wort „requirieren" erfunden und nicht gewusst, dass es die Begriffe verwirren musste. Wie mag es damit bei uns zu Hause stehen? Wahrscheinlich nicht besser als in Russland!"

Der Tscheche war an diesem Tage gut aufgelegt. Er philosophierte nach slavischer Weise, und ich staunte über seine Belesenheit und Beobachtungsgabe.

Je nach Laune wurde bei uns philosophiert, gescherzt und gewitzelt oder gesungen. Unser Weg war noch weit, und die Fahrt ging nur langsam vonstatten, weil die Landschaft immer unebener wurde, je näher wir an Galizien herankamen. Wir fuhren durch Gebiete, die Schauplatz grosser und kleiner Kriege gewesen waren. Durch die Schützengräben war viel Gelände für die Landwirtschaft unbrauchbar geworden. In manchen Gegenden waren die Felder infolge der Kriegsoperationen zur Saatzeit unbestellbar gewesen. Die Ernte war zudem diesmal nur mittelmässig aus-

gefallen. Immer schwieriger wurde es, für uns und mehr noch für unsere braven Tiere Nahrungsmittel zu verschaffen.

Eines Tages kamen wir in ein Dorf, wo sich die Bauern beharrlich weigerten, Sowjetgeld anzunehmen. Wir konnten beliebig viel für Heu oder Hafer bieten, — keine Summe verfieng. Es blieb uns nichts anderes übrig, als eine halbe Tagereise zurückzufahren, wo nach unserer Erfahrung das Geld mit Sichel und Hammer noch seinen Wert hatte. Wie in der ganzen Ukraina, so gelten hier nebeneinander alle Geldsorten, vom Zarengeld an bis zu den letzten Schmetterlingen; so nannte man die Wertzeichen der kommunistischen Diktaturgewalt.

Es war gerade Markttag in dem Flecken, wohin wir zurückkehrten, und wir deckten uns ein mit Brot und Hafer. Manchen Schein musste der Sachse dafür opfern. Seine übrigen Sowjetgelder versuchte er in andere Wertzeichen umzutauschen.

Lange blieb er fort, und schon fürchteten wir für seine Sicherheit. Endlich kam er mit dem eingewechselten Geld zurück. Es waren lauter ukrainische 30-Rubel-Scheine. Er hatte vier Sowjetrubel für je einen Karbowanez gegeben.

Ich hatte mit meinem „Pfunde auch Wucher“ getrieben und mein kleines Vermögen in „Salzwährung“ angelegt. Mit Mühe konnte ich den Sachsen dazu überreden, auch ein Pud (— 40 Pfund) Salz zu kaufen. Ueberall wurde über Salzangel geklagt, und die Knappheit musste naturnotwendig grösser werden, weil wir uns immer mehr von den Salzquellen entfernten.

*

Danach kehrten wir uns wieder nordwärts. Einmal irrten wir uns stark in der Richtung und standen plötzlich vor einem tiefen Tal. Der grosse Fluss darin liess uns vermuten, dass wir wieder unmittelbar vor

der rumänischen Grenze waren. Begehrlich sahen wir nach dem andern Ufer hinüber und fuhren langsam und unschlüssig weiter bis nach den ersten Häusern eines Städtchens. Kaum hatten wir sie hinter uns, als wir allenthalben Wachen und Soldaten erblickten. Kurz entschlossen wandte der Sachse seine Pferde um, bog vom Ort ab und lenkte in ein Nebental ein.

Ein Blick zurück Hess uns erschrecken. Bewaffnete Soldaten oder Sowjetbeamte schienen uns zu verfolgen. Jedenfalls fuhren sie scharf hinter uns her. Wir trieben unsere braven Tiere zur Eile an, und sie gaben ihr Letztes her. Der Weg war hart und glatt, unser Hemmschuh aber abgenutzt und fast unbrauchbar geworden. Schwerlich konnten wir so den Verfolger entrennen. Ein Ausweg musste gefunden werden. Beim nächsten Dorf bogen wir in eine Seitengasse ein und erreichten unbemerkt das Flösschen im Tal. Wir fanden eine Furt und mussten jenseits einen steinigten und steilen Weg hinan. Hätten unsere Tiere einen Augenblick versagt, so wären wir in die Tiefe gerissen worden. Wir halfen nach, soviel wir konnten, und ich stiess mir dabei an einem Stein vom grossen Zeh den Nagel ab.

Oben verlor sich der Weg in Stoppelfeldern. Müde schlepten sich die Pferde mit letzter KRAFT durch den Sand. Ich sass verwundet mit einem Notverband auf dem Wagen, während die andern schweigend und bekümmert nebenhergingen. Auf der Höhe konnten wir weit und breit kein Dorf entdecken. Ganz in der Ferne neben einem Wäldchen war ein Gutshof zu sehen. Wir hatten wenig Hoffnung, dort Unterkunft zu finden. Sollte der Hof wirklich noch bewohnt sein? Dennoch strebten wir der Häusergruppe zu. Schon sank die Sonne, und die Tiere verlangten nach Wasser.

In der Nähe erkannten wir, dass der Hof bewohnt war, wiewohl er verwahrlost genug aussah. Wir erhielten die Erlaubnis aufzufahren. Die früheren

Besitzer waren, wie überall, geflohen. Weil Dach und Fenster heil geblieben waren, hatte die Sowjetbehörde das Haus in ein Waisenasyl verwandelt. Kinder gefallener Krieger brachten hier den Sommer zu. Es war schon tief im Herbst, aber eine Erholung war den Kindern nicht anzumerken. Blass und mager sahen sie aus und waren nur dürrftig mit schmutzigen Lumpen bekleidet. Seife gab es nicht. Der junge Kommunist, der dein Hause vorstand, verzweifelte an der Aufgabe, für die Kleinen die notdürftigste Nahrung zu besorgen. Die Parkbäume waren zu Brennholz geschlagen worden, um Feuerung unter die magere Suppe zu bringen. Traurig ging der Blick über Hof und Garten. Die Revolution hat Russland viel gekostet.

„Wie schlimm muss es in dieser Gegend sein, wenn selbst ein Kommunist nicht mehr Nahrungsmittel beschaffen kann,“ sagte der Sachse. „Ein Kommunist braucht ja kein Geld wie wir. Zum Tischlein-deck-dich verhilft ihm die Requisition.“

Der ganze Jammer einer durch Jahrhunderte verfehlten Innenpolitik starrte uns hier mit grinsender Todesmaske an. Wie viele von diesen Kindern konnten unter anderen Lebensbedingungen zu kräftigen und brauchbaren Menschen heranwachsen, die hier dem Elend entgegengehen mussten.

Die Nacht war kalt und der Boden hart. Ich froh unter meinem dürrftigen Mantel. Der wundete Fuss schwoll an, dass ich keinen Schuh darüber ziehen konnte; es zuckte entsetzlich in der Zehe, die keinen Nagel mehr hatte. Ich lag die ganze Nacht wach und hing den Gedanken nach, die mir durch den Kopf schössen. Dummheit regiert die Welt, dachte ich resigniert. Warum mussten wir die Russen, warum mussten sie uns bekämpfen? Dort am Wagen liegen friedlich beieinander ein Deutscher und eine Russin. Wirklich, sind die Menschen, Wesen einer Art, nicht grenzenlos unklug, sich zu hassen auf Tod und Leben? Der Tscheche hatte mich angesteckt mit seinem Philo-

sophieren. Erst als die Sterne verblassten und das Morgenrot heraufzog, belebten mich wieder frohe Gedanken.

Der Fuchs wieherte nach Hafer; ich verstand seine Sprache, gab ihm Futter, und unter meinem Streicheln sah mich das Tier gross und dankbar an.

Wir kamen an diesem Tag ein gutes Stück nach Wolynien hinein. Am nächsten Tag fuhren wir durch herrliche Wälder und erreichten ein Dorf, das zwischen Felsen romantisch eingebettet lag. Mit dem Sack über der Schulter verstreuten wir uns im Dorfe, um Futter für die Pferde einzukaufen. Es wollte uns lange nicht gelingen, denn wir konnten nur Geld bieten. Auch ukrainische Wertzeichen besaßen keine Zugkraft, geschweige denn Bolschewistengeld.

Nach langem Hin und Her liess sich endlich ein Bauer herbei, uns mehr aus Gefälligkeit als für Geld einen halben Sack Hafer abzutreten. Misstrauisch betrachtete er das Geld und sprach ihm dann allen Wert ab. Jeder Zettel, der eine höhere Nummer als 230 trug, galt ihm nichts. Solcher, behauptete er, sei von Denikin herausgegeben; mit diesem aber rechne man hier nicht, denn er will ein zaristisches, ein Weisses Regime errichten.

Das hätten wir früher wissen sollen. Von 20000 Rubel fanden sich kaum so viel gültige Zettel, um damit einen Sack Hafer zu bezahlen. Hier erst merkte der Sachse, wie schändlich er beim Wechseln betrogen worden war. Aber wie oft machte man in Russland die Erfahrung, dass plötzlich alles Geld ungültig wurde. Was vorher für den Erwerb eines Hauses ausgereicht hatte, konnte später für ein Ei zu wenig sein. Der Wert des Geldes schwankt in Russland ebenso wie alles andere. Jede Gegend hat ihre eigene Geldeinschätzung, soweit davon die Rede sein kann. Um eine Einheitlichkeit auf diesem Gebiete zu erzielen,

müsste ein Warenaustausch stattfinden, müssten Post und Telegraph arbeiten, Zeitungen erscheinen und Eisenbahnen den Verkehr ermöglichen.

Eine Seltenheit war jeder Eisenbahnzug in Russland geworden. Unser Weg führte uns eine Strecke an der Bahnlinie Odessa-Proskurow entlang. Einen Zug sahen wir in der Fahrt. Vorne standen drohend zwei Kanonen. Alle Wagen waren mit Menschen besetzt. Viele schienen an den Wagen zu kleben, so dicht drängten sie sich auf Dächern, Tritten und Puffern. Soweit sie nicht zum Militär gehörten, waren sie aus Erbarmen von den Soldaten mitgenommen worden. Allenthalben trifft man Menschen an, die infolge der Verkehrsstockung nicht nach Hause kommen können.

Einen zweiten Zug trafen wir auf einer Station. Es war ein Propagandazug. Die Aussenwände der Wagen illustrierten den Bolschewismus. Da sah man einen grossen gefährlichen Drachen; ihn bekämpfte siegreich ein Held im roten Gewände. Dann kamen weitere Szenen, wie arme verängstigte und verhärmte Mütter mit ihren Kindern, wie Männer bei schwerer Arbeit mit Knute und Galgen bedroht wurden von Menschen in der Tracht der Zarenzeit. Ein anderes farbenreiches Bild redete von den Verheissungen des Bolschewismus: von wohlgenährten und gutgekleideten Menschen, von Fabrikarbeitern, die dem Landmann das freudigbunte Kleid darreichten und von Bauern, die den arbeitenden Brüdern in der Stadt zufrieden lächelnd weisses Mehl aushändigten. Ebenso sah man brüderlich austauschen Pflug und Sense gegen Butter und Eier.

Diese Sprache versteht auch der Analphabet. Aber jeder begreift auch, dass der verheissene Glückszustand immer weiter abrückt. Ueber die Ursachen davon gehen die Ansichten auseinander.

Laut und breit unterhielt sich eine Bauerngruppe vor einem solchen Bilde. Einer sagte:

„Ja, wenn es in Wirklichkeit so wäre!“

Ein anderer drängte sich vor:

„Was ist schuld daran, dass wir arm und bloss sind?“

Ein dritter gab sich die Positur eines Dorfphilosophen :

„Wollt Ihr's wissen?“

„Sag's Karpo!“

„Ein weiser Mann erzählt: ‚Es wollten ein Schwan, ein Krebs und ein Hecht einen Garbenwagen heimfahren.‘) Der Schwan fliegt auf, der Krebs zottelt zurück, der Hecht zieht seitwärts in den Teich.‘ Ihr könnt mir glauben oder nicht: der Wagen steht noch heute da.“

Ein Bauer lacht auf: „Den haben sie jetzt weggeholt, weil es nichts mehr zu fressen gibt.“

„Dummkopf,“ schallt es von allen Seiten, „Du verstehst das nicht. Das ist ein Gleichnis.“

„He,“ höhnt jener, „Ihr glaubt wohl, ich wüsste das nicht? Er meint, uns fehlt die Einigkeit. Das hast Du gemeint, Karpo, ja?“ —

Da drängt sich einer vor, der bei den Bolschewisten Soldat gewesen war: „Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, hört: Die Westmächte, die „Kapitulisten“ sind es, die uns erdrosseln wollen, und deshalb geht es uns so schlecht! Sie haben Russland abgeriegelt, dass nichts hinaus und noch weniger hereinkommen kann!“

„Und warum?“ fragt ein anderer naseweis.

„Haben wir vielleicht selbst schuld?!“

Das Gespräch ging weiter, aber ich Hess die Gruppe.

Uns beschäftigte sehr bald ein näherliegendes Problem: Wie beschaffen wir Hafer für die Pferde?

Je näher wir der galizischen Grenze kamen, desto mehr waren die Bauern von der ukrainischen Be-

Aus einer Fabel Krylows.

wegung erfasst. Deshalb versuchten wir es immer wieder mit unserem ukrainischen Gelde. Aber umsonst. Die Bauern verabscheuten das Geld des Generals Demkin. Immer wieder mussten wir unsern Salzbestand angreifen, und erschreckend nahm er ab.

Eines Abends hatten wir wieder lange vergebens nach Futter gesucht. Erst spät fand sich einer bereit, Hafer abzugeben. Er legte Wert darauf, dass wir zu ihm auf den Hof kamen. Es war ein elendes Gehöft. Das Haus hatte nur zwei Zimmer, und in jedem Räume wohnte eine Familie. Unser Wirt war nicht ohne Falsch. Aber wir merkten erst später, dass er uns nur deshalb so eindringlich ins Haus genötigt hatte, um diaussen unsere Sachen durchsuchen zu können. Als wir uns zur Ruhe legten, wurde der Tscheche gewahr, dass ihm die Stiefel gestohlen waren. Wir wurden vorsichtiger und Hessen fortan unsere Sachen nicht mehr ausser acht. Da verweigerte der Bauer entschieden den Hafer. Er gab erst dann ein wenig ab, als ich ihm meinen Rock abtrat. Ich hatte allerdings noch einen zweiten, aber der war schon sehr abgenutzt. Der Tscheche tröstete sich über den Verlust seiner Stiefel. Der Mann sei verteufelt arm gewesen, meinte er, und er selbst würde sich schon durchschlagen.

Er war überhaupt ein eigenartiger Mensch, dieser Tscheche. Slavisch passiv, selbst den Läusen gegenüber, wiewohl er aus einer besseren Landwirtsfamilie Böhmens stammte. Er hatte sich der nachlässigen Sorglosigkeit Russlands besser angepasst als wir und war glücklich dabei. Er machte Verse und kratzte sich gelassen, wenn die Läuse sein Blut zapften. Seine Läusezucht lohnte sich nicht, denn Russland litt keinen Mangel daran.

Jeden Tag brachten uns die treuen Pferde ein Stück vorwärts; sie stammten aus zähem Läufergeschlecht. Aber mit jedem Tag wurden sie dünner, die Futterrationen kleiner und der Weg beschwerlicher.

Endlich waren wir bis auf 120 Werst an Kamenez-Podolsk herangekommen.

Die Gegend wurde romantisch: wir kamen in die Karpaten und fuhren durch tiefe, bewaldete Täler, darin frische Bäche und Flüsse rauschten.

Aber auch die Spuren des Krieges wurden immer deutlicher. Das Land musste schwer gelitten haben. Die Leute erzählten von den Plagen des Krieges in der resignierten Weise, wie wir sie genugsam vom Süden her kannten: Zuerst sei der verdammte Weltkrieg gekommen, dann seien die Deutschen und Oesterreicher vorübergezogen, und dann habe der Bürgerkrieg getobt. Und jedesmal wurde gewüstet, geplündert, gesengt und gemordet. Auch auf den Ukrainer Petljura waren die Bauern schlecht zu sprechen. Einer ist immer schöner als der andere, sagten sie mit bitterem Spott. Sie haben im Bürgerkrieg Bekanntschaft mit allen gemacht. Nach den Deutschen sind die Bolschewiki, danach die Ukrainer, dann Denikin, dann die Anarchisten Machnos, dann wieder die Bolschewiki gekommen und schliesslich die Polen und Ukrainer zusammen — aber Gutes hat niemand gebracht. Die Felder liegen brach, die Menschen gehen zerlumpt und hungrig einher. Krieg ist Raub und lebt von Raub. Solche Erkenntnis drängte sich jedem auf.

Ja, wir mussten deutlich spüren, wie knapp Brot und Hafer waren. Eines Tages ging ich in ein Dorf, um Brot zu kaufen, während die beiden andern sich damit beschäftigten, einen hölzernen Hemmschuh für den Wagen zu verfertigen. Immer wurde ich abgewiesen. Man fand es geradezu anmassend, für Geld Brot zu verlangen. Selbst Salz, das ich im Sacke bei mir trug, hatte nicht die gewohnte Zugkraft. Schon gab ich die Hoffnung auf, da sah ich plötzlich an der Strasse ein offenes Tor. Ich ging darauf zu. Ein

junger blasser Mann sass auf einer Lehmbank vor der Tür. Noch ehe ich den Kranken anredete, rief er nach seiner Mutter. Ich trat ein. Der Hausrat war über die Massen ärmlich, und ich wagte nicht, mein Begehren vorzubringen. Um etwas zu sagen, fragte ich nach dem Kranken.

„Er ist mein Sohn.“ gab die Mutter zur Antwort, „ein Kriegsverletzter. Ein Schuss in den Rücken hat den armen Jungen hilflos gemacht. Ans Verdienen kann er nicht denken, und irgendeine Unterstützung gibt es in unserem armen Lande nicht.“

„Arbeitet Ihr Mann auf dem Felde?“ fragte ich.

„Mein Mann ist tot, aber ich habe noch einen grossen Sohn. Er geriet in die Gefangenschaft. Ob er lebt oder schon tot ist — Gott der Herr weiss es. Er schreibt nicht mehr. Der Arme hat bei den Deutschen Hunger leiden müssen. Sein letzter Brief klagt darüber, wie knapp dort das Brot sei.“

„Ja, Mütterchen,“ sagte ich, „knapp war es schon für Deutsche, und Ihr Russen seid mehr Brot gewöhnt als wir.“

„Sind Sie kein Russe?“ fragte sie.

„Ich bin ein gefangener Deutscher.“

„Und leidest wohl Hunger in unserem Lande?“

Ich erzählte von meinem vergeblichen Versuch, im Orte Brot zu bekommen.

„Du sollst mit uns essen,“ sagten sie bestimmt.

Ich wehrte ab, wiewohl die Aussicht verlockend war und sprach von meinen Kameraden, die auf mich warteten.

Da nötigte sie mir einen grossen Laib Brot auf, den sie gerade gebacken hatte. Sie wollte keine Bezahlung dafür, aber ich gab ihr dennoch ein wenig Salz, was sie über alle Massen beglückte. Sie fasste Vertrauen zu mir und erzählte von der Mühsal ihres Lebens. Mit einem einjährigen Füllen musste sie sich beim Pflügen behelfen. Ein Sohn von vierzehn und eine Tochter von elf Jahren waren ihre einzige Stütze.

Ich dachte an den Hunger meiner Kameraden und eilte, ihnen das Brot zu bringen. Unterwegs brach ich ein Stück davon ab und ass. Das schwarze Brot schmeckte besser als in guten Tagen das feinste Weissbrot. Weil die Frau die Not des Lebens mehr kannte als viele -andere, hatte sie soviel Mitgefühl für mich. Wer nie Mangel an Brot gehabt hat, weiss nicht, wie ein Hungernder leidet. Noch nie fühlte ich mich so reich beschenkt wie damals. Bald traf ich meine Freunde, die mir voll Erwartung entgegenkamen. Wir assen und priesen die gute Frau. Der Tscheche ging sogar so weit, auf das ganze zivilisierte Europa zu schelten, das bei diesem Weibe in die Lehre gehen und Güte lernen könnte.

Der Sachse dachte an die grossen Gegensätze im russischen Volke: im Süden unter den anarchistischen Banden erbarmungslose Räuber und hier eine Gestalt aus demselben Volke, göttlicher Liebe und Güte voll. -

Seine junge Frau sah ihn an und fragte lächelnd:
„Fritz, würdest Du noch einmal gegen Russen in den Krieg ziehen?“

„Nein, nie!“ rief er und wir andern taten dasselbe Gelübde.

Am nächsten Morgen kamen wir in die kleine Kreisstadt Ananjew. Hier wurden wir von Soldaten angehalten und dem Kommandanten zugeführt. Dieser verbot uns weiterzufahren, weil etliche Meilen westwärts die Kampffront sei. Unseren Pferden tat die Ruhe gut, aber sie hatten in zwei Stunden den Futtervorrat aufgefressen. Auf dem Markte boten einige Weiber Wurst und andere Brot aus, aber Sowjetgeld wollten sie nicht nehmen, obwohl bewaffnete Soldaten sie dazu nötigten. Einige Frauen wurden sogar abgeführt, weil sie sich beharrlich weigerten, bolschewistisches Geld anzuerkennen. Sie verlangten Kerenski-Geld. Selbst ukrainische Griwni galten nichts in ihren

Der Tscheche aber philosophierte weiter: Also auch das Stehlen ist nicht immer verwerflich. Werten' die Menschen letzten Endes nicht doch alles nur nach dem Grade des Nutzens für sie?! Nehmen wir einmal den ukrainischen Bauer: Kommunist war er, so lange es grosse Güter einzuteilen gab. Als die Bolschewiki die Teilung fortsetzten, und nun auch von ihm etwas haben wollen, — da schreit er Zeter und Mordio gegen den Kommunismus. Seitdem ist der ukrainische Bauer der schärfste Antikommunist.

Wir unterbrachen den Philosophen. Für uns galt es, möglichst bald aus Russland herauszukommen. Wir beschlossen daher, uns behutsam auf Feldwegen der Kampflinie zu nähern. Es war unsere Absicht, die Front über uns hinweggehen zu lassen. Als wir aber in der Richtung auf sie vorwärtsfuhren, stiessen wir plötzlich auf einen militärischen Posten. Er hielt uns an, und ein Reiter hiess uns ihm folgen. Er führte uns durch ein Wäldchen, und bald sahen wir ein grosses Dorf vor uns. Der Reiter erklärte, dass es die Kreisstadt Bar sei. Wir wurden ins Generalstabsquartier geführt. Die strenge Miene des Befehlshabers wurde milder, als er hörte, dass wir Kriegsgefangene seien. Er bedauerte, uns nicht durch die Front hindurchlassen zu dürfen. Vor einigen Wochen hätten sie in Galizien mehrere Kriegsgefangene durch die Front geleitet, jetzt sei es nicht mehr angängig. Wir merkten, sein „jetzt“ wollte besagen: Wir sind in der Defensive, auf dem Rückzüge, und Vorsicht ist geboten.

Man hielt uns zunächst fest, um uns zu untersuchen. Aber weil dies nicht sogleich geschah, hatten wir Zeit, uns das rege Treiben im bolschewistischen Generalstab anzusehen. Es war ein dramatisches Bild, das sich uns bot. Meldereiter kamen und sprengten wieder davon. Grosse Geschütze mit vielen Pferdespannen zogen vorüber. Eine Reiterabteilung suchte

ihren Truppenteil. Sie hielt kurze Zeit vor dem Hause des Generalstabs, bis man sich telefonisch orientiert hatte, und dann zog sie ab. Immer hörte man den Ruf: Kamerad Kommandant! Der Kommandant war ein robuster Mann, aber durch fortgesetzte Inanspruchnahme nervös geworden. Jedoch beherrschte er sich und teilte seine Befehle kurz und sachlich aus.

Plötzlich sahen wir eine Reiterschär in ungewöhnlich raschem Tempo heraneilen. Eine lange Staubwolke zog hinter ihr her. Voran ritt ein Roter Offizier. Vor dem Generalstab hielten die Reiter kurz an. Wir hatten noch nie Derartiges gesehen: eine Sekunde vorher im gestreckten Galopp und gleich darauf stehend in Reih und Glied in musterhafter Ordnung. Der Offizier kommandierte kurz und rapportierte dann dem Befehlshaber. Von allen Seiten kamen Soldaten herbei und bewunderten die Helden. Wir erfuhren später, dass es eine Abteilung von ganz besonderem Ruf war, die nie vor dem Feinde wich. Bald sah man sie wieder davonreiten; aber jetzt ritten sie im Schritt und stimmten das bolschewistische Kampflied an: „Kamerad, in den letzten blutigen Streit!“ Sie sangen ungemein schneidig, ganz im Gegensatz zu dem langsamen Tempo der russischen Volksweisen. Als das Lied zu Ende war, brachten sie die Pferde in Trab und sprengten davon, der einarmige Offizier an der Spitze.

Und doch erweckte alles den Eindruck eines Rückzuges. Die Krankenhäuser wurden geräumt, verdächtige Menschen festgenommen, Spekulanten abgeführt. Unzählige mobilisierte Bauernwagen standen für den Rücktransport bereit.

In einer Pause trat ich nochmals an den Befehlshaber heran und bat, uns zu entlassen. Er gab einem jungen Soldaten den Befehl, uns Ausweise für die ungehinderte Rückfahrt bis ins Gouvernement Cherson auszustellen.

Wir fuhren davon, aber nicht mit der Absicht umzukehren. Wir waren nach all den Mühen und

Strapazen unmittelbar vor der Grenze entschlossener denn je, das Letzte zu versuchen. Der Befehlshaber hatte ein paar Bemerkungen fallen lassen, die wir erst jetzt begriffen. Er sagte: „Fahren Sie doch in ein kleines Dorf und warten dort ruhig ein paar Tage ab.“ Wir verstanden. Jene wollten zurück, und dann waren wir jenseits der Kampflinie.

Als wir in ein Dorf kamen, wo keine Behörde war, wie die Bauern versicherten, da wussten wir, dass die Front nahe war. Die Menschen waren aufgeregt und in Erwartung der Wendung. Aber niemand liess uns zum Tor hinein. Wir begriffen nicht, dass Russen plötzlich ungestlich sein konnten. Offenbar waren sie durch die Erfahrung der vielen Kriege so vorsichtig geworden, dass sie fürchteten, die Aufnahme eines Fuhrwerks mit jungen Menschen könnte schlimme Folgen haben. Zu irgendeiner Partei miissten wir wohl gehören, haben sie sicher gedacht.

Da verliessen wir das Dorf und schlichen uns auf Feldwegen fort nach einem kleinen Ort, der am Waldrand hinter Gärten versteckt lag. Schon der erste Bauer liess uns ein. Er hatte einen Hof mit grossen Ställen und Scheunen. Von seinem Hafer gab er uns etwas ab, Weil er keine Pferde mehr besass. Die letzten hatten die Weissen beim Abzüge mitgenommen. Nachdem wir einen Tag geruht hatten, und für uns keine Wendung eingetreten war, erbot sich der Sachse, mit dem Bauer aufs Feld zu fahren und ihm einen Acker zu pflügen. Dadurch wollte er sich etwas Futter für die Weiterreise verdienen. Der Bauer war hocherfreut über diesen Vorschlag. Ich zeigte Interesse für seinen grossen Obstgarten, und als er sah, dass ich etwas von Gartenbau verstand, bat er oftmals um Ratschläge. Der Garten machte mir viel Freude, zumal er voll des alierschönsten Obstes war. Eine kaum geahnte Fülle saftiger Aepfel hing an den grossen gesunden Bäumen.

Während der Sachse mit dem Bauer auf dem Felde pflügte, erntete ich Obst ein und unterhielt mich mit der schönen jungen Bäuerin. Die Frau des Sachsen wusch unsere Wäsche, und der Tscheche musste im nächsten Dorfe auskundschaften, wie weit die Front entfernt lag und welche Aussichten sich für unser Fortkommen boten. Er brachte die Nachricht, dass dort wie hier ein Interregnum herrsche. Er hatte dort einen Landsmann, den ehemaligen Verwalter einer Hopfenplantage, gefunden und von ihm alle umlaufenden Gerüchte erfahren. Es war aber kaum daraus klug zu werden.

Am nächsten Morgen fuhr man wieder aus zu pflügen. Gegen Mittag kam der Bauer zurück mit der traurigen Kunde, dass der Sachse vom Pflug weg mit Pferd und Wagen von fliehenden Soldaten mobilisiert worden sei. Wir machten grosse Augen. So bald lässt man mobilisierte Wagen nicht frei. Kannten wir nicht die Mobilisation zur Genüge von der Krimfront her? Im günstigsten Falle kehrte der Fuhrmann in vierzehn Tagen zurück mit halbtoten Tieren und zerbrochenem Wagen.

Ein Glück war es, dass der Sachse an diesem Tage seine Frau mit aufs Feld genommen hatte. So war wenigstens das Ehepaar beisammen. Vom Bauer erfuhren wir, dass der Bolschewik versprochen hatte, unsern Kameraden loszulassen, sobald er im Dorfe Ersatzpferde fände. Er hatte schlecht russisch gesprochen und sich für einen Italiener ausgegeben.

Ich kletterte in den höchsten Apfelbaum, als ob ich Aepfel herunterholen wollte, in Wirklichkeit aber, um Ausschau zu halten, wohin sich die Bolschewiki verziehen würden.

Plötzlich hörte ich unter dem Baum Stimmen und sah, wie sich der Tscheche mit einem Offizier unterhielt. Ich begriff nicht recht. Aber ich erkannte, dass

wieder vorgehen sollten, müßten wir in dieser Gegend Arbeit suchen. Schwer würde sie hier zu finden sein, das war zweifellos. Der Tscheche beschloss, schon am nächsten Tag die nahe gelegene Dampfmühle aufzusuchen, um zu sehen, ob sie in Tätigkeit sei und ob er dort Arbeit finden könnte.

Mich peinigte unsäglich der Gedanke, die Heimkehr aufschieben zu müssen. Krampfhaft klammerte ich mich an die Hoffnung, dass es noch irgendwie möglich sein werde, die Front zu passieren. Wie leicht aber könnte sich die Kampflinie festsetzen, so dass wir zwischen den Fronten bleiben müssten! Zur Umkehr fehlte mir jeder Mut. Mich fröstelte bei dem blossen Gedanken daran. Wir sahen aus allem, dass Friedenszustände noch lange nicht einkehren würden in dem zerütteten Lande. Unschwer war zu erkennen, welch einem Winter ein Millionenvolk entgegenging, das keine Kleider, keine Schuhe und fast kein Brot hatte und zudem von aller Welt abgeschlossen war. Nein, nein! Nur nicht zurück!

Nachts wachten wir oft auf und lauschten, wenn Schüsse fielen oder Wagen vorbeifuhren. Es war heller Vollmond und gut zu sehen. Aber etwas Besonderes geschah nicht.

Am nächsten Morgen suchten wir die versteckten Ukrainer auf und forschten, wie sie die Lage ansähen. Sie waren sich ganz sicher darüber, dass die Front der Bolschewiki zurückging. Wie lange jedoch dieser Zustand andauern würde, war ihnen ebenso unbekannt wie uns und den Bauern.

Wir hätten gern etwas Genaueres erfahren. Um die Unruhe zu meistern, gingen wir wieder aufs Feld und gruben fleissig Kartoffeln aus. Es wurde Mittag und Abend, und wir waren nicht klüger als am Morgen.

Plötzlich standen, wie aus der Erde gewachsen, der Sachse und seine Frau vor uns. Man hatte einen Bauer mit seinen Pferden aus dem Waldversteck geholt und unsern Kameraden freigelassen.

Nun ging von neuem unser Planen los. Den ganzen Abend überlegten wir. Der Sachse hatte an der Front den Eindruck gewonnen, dass sie nicht lückenlos sei wie zur Zeit des grossen Krieges. Es musste etwas gewagt werden. Wir liessen uns von den Bauern versteckte Wald- und Feldwege sagen, die möglichst weit ab von der grossen Strasse lagen.

Am nächsten Tag kam der Abschied von dem gastlichen Hause. Ich gab der Frau aus Dankbarkeit ein weisses Leinentuch. Darüber war sie so froh, als hätte sie Reichtümer geschenkt bekommen. Mit Brot und Hafer waren wir für einige Tage versehen. Die verkleideten Ukrainer begleiteten uns. Wir sahen wohl den bolschewistischen Posten auf der Höhe, aber der Auszug musste gewagt werden. Der Sachse sass mit seiner Frau auf dem Wagen. Wir gingen zerstreut in einiger Entfernung voneinander hinter oder vor ihm her.

Dass die Bolschewisten uns nicht verdächtigten, schrieben wir hauptsächlich dem Umstände zu, dass eine Frau auf dem Wagen sass. Als wir den Wald erreicht hatten, marschierten wir in seinem Schutz weiter, während der Wagen am Waldsaum entlangfuhr. In der Ferne hörten wir Kanonendonner. Nach' einiger Zeit sahen wir unsere Wegrichtung durchkreuzt von einer Landstrasse. Wir mussten darüber hinweg und hatten zuvor eine Feldebene zu überschreiten. Die Bolschewisten konnten uns noch mit dem Feldstecher erkennen, und bald musste irgendwo vor uns die ukrainische Front auftauchen. Oftmals hatten wir gehört, dass Frontsoldaten, einerlei welcher Partei sie angehörten, keinerlei Rücksicht auf Privatpersonen nähmen.

Plötzlich hielt der tschechische Friedrich kurz an. Er erblasste. Wir blieben gleichfalls stehen und erwarteten eine Beschiessung.

„Hinter der Strasse,“ stammelte er. Wir begriffen, ja, wir sahen nun auch Posten, deren Gestalten freilich

nur undeutlich zu erkennen waren. Sie hatten offenbar die Aufmerksamkeit auf uns gerichtet und verhielten sich regungslos. Es waren jedenfalls ausgeschwärmte Schützen, die hinter dem Damm lagen. Die Gewehrläufe waren schwach zu erkennen, aber sie schienen auf uns gerichtet. Wir fühlten, dass wir nicht stehen bleiben durften. Das wäre verdächtig gewesen, und zurück in den Wald zu fliehen, würde den Verdacht noch verschärft haben.

Wir mussten voran, den Gewehrläufen entgegen. Wir beeilten uns nicht, sondern versuchten den Schein zu erwecken, als ob wir ahnungslos des Weges dahingingen. Aber im Innern wogte die Erregung. Der Tscheche hörte schon das Knacken der Gewehre, und wir sahen unverwandt geradeaus, um uns beim ersten Aufblitzen des Feuers auf den Boden zu werfen. Wir hätten rufen mögen: Ihr Berge, fallt auf uns! Ihr Hügel, bedeckt uns! Aber das Gelände war so eben wie eine Handfläche. Als wir auf etwa fünfzig Schritte näher gekommen waren, ohne dass sich etwas ereignet hatte, begannen wir an der Gefahr zu zweifeln und sprachen leise miteinander. Der Tscheche allein war mehr denn je davon überzeugt, dass wir in die Front hineingingen, stammelte unverständliche Worte und ging, kaum die Füße hehend, den Blick stier nach vorn gerichtet, weiter. Er wagte nicht, den Schritt zu verlangsamen und erblasste, so oft er in ein Loch stolperte.

Die ganze Situation kam uns schliesslich komisch vor. Noch ein paar Schritte weiter, und hell lachten wir auf! Der Posten war nichts anderes als ein Garbenhocken, und als abgebrochene Aeste. Wir hielten uns den Bauch vor Lachen, aber der Tscheche lächelte nur verlegen; ihm lag noch der Schreck in allen Gliedern, und fast mochte er gewünscht haben, es wären dennoch bewaffnete Soldaten aufgesprungen, so sehr beschämt fühlte er sich.

Die Strasse war frei; wir fuhren darüber, und im Schutze einer hohen Pappelallee erreichten wir das nächste Dorf.

Vor den ersten Häusern hielten wir an, um zu erfahren, welcher Partei das Dorf zugefallen war. Die Bauern wussten nicht, ob sie im Gebiete der Bolschewisten oder der Ukrainer waren. Die Geschütze donnerten rechts von uns. Links war kein Laut zu hören. Darum wandten wir uns nach dieser Seite. Bis zum nächsten Dorf begegnete uns niemand, und hier lasen wir am Rathaus einen Aufruf in ukrainischer Sprache, der von Petljura unterzeichnet war. Je weiter wir jetzt vordrangen, desto schwächer wurde der Kanonendonner hinter uns. Fuhrwerke belebten wieder die Strasse, und schliesslich kamen auch ukrainische Soldaten. Aber Vorsicht war noch immer geboten.

Als wir am Abend in einem Dorfe über Nacht blieben, hatten wir die Gewissheit, durch eine Lücke in der Frontlinie entkommen zu sein. Der ukrainische Junker legte wieder seine schmucke Uniform an und versprach, weiter bei uns zu bleiben. Es schien uns sicherer, mit ihm zusammen zu reisen. Wir waren an diesem Abend sehr froh. Unsere Seele war wie vom Alp befreit, seit Russlands Labyrinth hinter uns lag. Ein feiner Regen rieselte leise auf uns herab, während wir wie gewöhnlich draussen schliefen.

Am Morgen suchte ich einen Dorflehrer auf, um bei ihm die Landkarte einzusehen. Er war so ukrainisch gesinnt, dass er auf meine russische Anredeausschliesslich in ukrainischer Sprache antwortete. Da aber Ukrainisch und Russisch nahe verwandt sind, konnten wir uns mühelos verständigen. Nur eine Sorge erfüllte uns noch: Wie konnten wir Polen umgehen? Der ukrainische Offizier bezeichnete uns nach bestem Wissen die Ostgrenze der Tschecho-Slowakei, und in seinem Vaterlande garantierte der Tscheche für absolute Sicherheit.

Am nächsten Tag betraten wir die erste Stadt, die auf russischem Gebiet in den Händen der Ukrainer war. Hier galt es, vom Kommandanten einen Passierschein zu bekommen. Zuvor wurden wir jedoch der politischen Kundschaftsabteilung vorgeführt.' Der leitende Offizier sprach tadellos deutsch. Er erkundigte sich eingehend nach der Stimmung der Bauern im Gouvernement Cherson, woher wir kamen. Er selbst sprach mit grösster Zuversicht von der Aufstandsbewegung. Der allgemeine Groll richtete sich jetzt nicht so sehr gegen die Bolschewiki, die sicher die Ukraina verlieren würden, wie er meinte, als vielmehr gegen die eigenen Verbündeten, die Polen, die verräterisch hinter ihrem Rücken ganz Galizien besetzten. Er warnte uns vor den polnischen Behörden. Sie würden uns das Gefährt nehmen und uns selber monatelang im Internierungslager behalten, wenn wir ihnen in die Hände fielen. Der ukrainische Passierschein würde uns bei den anmassenden Polen nichts nützen.

Unsere Freude auf die baldige Rückkehr in die Heimat wurde dadurch sehr gedämpft.

Als wir uns der alten galizischen Grenze näherten, bat uns ein Fussgänger, ihn aufsitzen zu lassen. Es erwies sich, dass er ein Ukrainer aus dem von den Polen besetzten Gebiet war und kam uns als Grenzbewohner willkommen in den Weg. Mit grosser Erbitterung sprach er von den Polen, die Gebiete beherrschten, welche ausschliesslich von den Ukrainern bewohnt waren. Unwürdig und grausam sei die Art, wie sie die Bevölkerung behandelten.

Als er hörte, dass wir über die Grenze fahren wollten, riet er uns entschieden davon ab. Er sagte ungefähr dasselbe, was jener Offizier ausgesprochen hatte. Die Grenzwache wurde in einer Weise geschildert, dass uns tatsächlich die Lust verging, mit ihr in

Berührung zu kommen. Pferd und Wagen konnten uns fortan nur hinderlich sein, und schweren Herzens folgten wir dem Ukrainer im Grenzort zu Leuten, die uns das Gefährt abkaufen wollten.

Bald ging der Handel um Pferd und Wagen los. Man bot alte österreichische Kronen. Wir ahnten nicht, dass dieses Geld wertlos geworden war, wussten andererseits auch nicht, was wir für unsere Pferde verlangen sollten. Endlich einigten wir uns dahin, den Yorkriegspreis zu verdoppeln und verkauften das Gefährt für 20000 österreichische Kronen, in der Hoffnung, später in Sachsen für dasselbe Geld ein Paar Pferde zu erstehen.

Der Fuchs und die Schwarze sahen uns mit grossen Augen ein letztes Mal an, als wollten sie Sagen: Ein undankbares Geschlecht seid ihr Menschen. Hätten wir euch nicht noch weiter, ja bis ans Ende der Welt getragen? Auch der Hund, der treue und wachsame, der uns verlassen sollte, begann seinen Kummer zu äussern. Er heulte so jämmerlich, dass ihn unsere Russin unter Tränen umarmte und küsste.

Mitten in dunkler Nacht wurden wir in weitem Bogen aus dem letzten russischen Dorf geführt, um die polnischen Wachen zu umgehen. Es war lautlos und unheimlich still in der Natur.

Wir hörten unsere Herzen pochen, denn wir sollten über die Grenze geschmuggelt werden. Kalt war die Nacht, Reif lag auf den Feldern, wir zitterten vor Kälte und Aufregung. Die schweren Säcke auf dem Rücken machten uns vom ersten Augenblicke an den Verlust der Pferde schmerzlich fühlbar.

Nach einer Weile kamen wir an einer schwer zugänglichen Stelle nach dem Grenzfluss. Auf der andern Seite lag das Ufer hoch und steil. Laut rauschten die Bergwasser in dem steinigten Flussbett. Wir standen und lauschten und spähten durch die Dunkelheit hinüber. Nichts regte sich. Unaufhaltsam rauschten

die Wasser mit ewig gleichem Ton. Der Augenblick der Entscheidung war da. Es galt hindurch! Wir mussten uns entkleiden, denn der Fluss war tief. Bei dem Gedanken an das eiskalte Wasser erschauerten wir. Der Tscheche überlegte allen Ernstes, ob er zurückbleiben sollte, derart schreckte ihn das ganze Abenteuer. Aber er durfte sich von der tapfern Russin nicht beschämen lassen. Im Gänsemarsch folgten wir unserm Führer mit den Kleidern auf dem Kopfe ins Wasser hinein. Es war schneidend kalt langsam nur kamen wir vorwärts, immer wieder stolperte man über grosse Fluss-Steine, die im Wege lagen. Aber wir erreichten das andere Ufer.

Schnell kauerten wir nieder, um uns ungesehen anzukleiden. Der Führer mahnte zum Aufbruch^ Niemand sprach ein Wort. Jeder beeilte sich schweigend, so rasch wie möglich die erfrorenen Glieder in die Kleider zu stecken. In wenigen Minuten klotzten wir den steilen, bröckligen Abhang hinauf. Dann und wann rutschte jemand aus, und Steine rollten geräuschvoll nieder. In solchen Augenblicken duckten wir uns tief zur Erde, um ja nicht von einem Wachtposten bemerkt zu werden.

Atemlos vor Anstrengung und Aufregung kamen wir oben an. Wieder fassten wir die schweren, lästigen Säcke, schwangen sie auf den Rücken und suchten das Weite, denn ausser Gefahr waren wir noch immer nicht. Wir hatten alle Mühe, unserm Führer zu folgen, der keine Last trug. Er kannte die Schleichwege. Bald huschten wir gebückt durch verfallene Schützengräben, bald sprangen wir wieder heraus und liefen ihm nach über eine reifweisse Wiese. Dabei wurden unsre Schuhe durch und durch nass, dass sich die Sohlen lösten. Aber rastlos ging es weiter. Es war so dunkel, dass wir einander verloren, aber einen Zuruf wagte niemand Vor einer steilen Böschung fanden wir uns wieder und rutschten hinab, was nicht

ohne Verletzungen abging. Endlich waren wir auf der grossen gepflasterten Landstrasse. Der Führer verabschiedete sich und wünschte uns gute Heimkehr.

Nach der nächsten galizischen Stadt hatten wir nun noch auf der Landstrasse 30 Kilometer zu wandern. Eilends schritten wir aus, um bei Sonnenaufgang die Grenze und damit Hunger und Bürgerkrieg weit hinter uns zu haben.

Uns überkam plötzlich das Gefühl, einem Ungeheuer entflohen zu sein, das mit tausend Fangarmen nach uns gegriffen hatte, um uns langsam aber sicher an sich zu ziehen und zu würgen, bis der letzte Atem ausgehaucht wäre. Dem waren wir entronnen. Frei! Wir sollten unsere Lieben, unsere Freunde wiedersehen!

Die Sonne ging auf. Aber es war eine andere Sonne. In diesem Morgenrot lag viel Verheissung! Ein Dankgefühl überkam uns, als müssten wir wie in einem Dome überwältigt auf die Knie sinken.

Aber fort trieb es uns, weiter ab von der Grenze, als könnte noch einmal ein Fangarm nach uns herübergreifen. Lieber tot als nochmals zurück!

Hunger und Ermattung rangen um den Rest unserer Kräfte. Wir schleppten uns in einen nahen Wald und versteckten uns dort, um auszuruhen.

Nun blieb noch die Angst vor den Polen, die zermürend auf dem Gemüte lag. Nach ein paar weiteren Stunden des Marsches lösten sich unsere Schuhe vollständig auf. Die Füsse schmerzten und wollten den Körper nicht mehr tragen. Da beschlossen wir, uns den polnischen Behörden zum Heimtransport anzuvertrauen.

Man hat uns nicht liebenswürdig, aber doch erträglich behandelt. Eilig hatten sie es freilich mit uns nicht. Tagelang hielten sie uns in Baracken zurück. Hier verlausten wir derart, dass vor unserem Abtransport

eine gründliche Reinigung notwendig wurde. Endlich ging es im Viehwagen an die Grenze der Tschechoslowakei. Erst hier konnten wir ermessen, wie arg wir beim Pferdehandel betrogen worden waren.

Der arme Sachse! Für.. seine 20000 Kronen konnte er kein Pfund Brot kaufen. Es waren unabgesteinpelte Kronenzettel.

Nach dreiunddreissig Reisetagen sahen wir am 15. Oktober unsere Heimat wieder. Vieles war anders geworden in unserem Vaterlande. Aber unbegreiflich war uns, dass die Menschen hier klagten. Wer Russland erlebte, wie es jetzt ist — das Russland nicht in Petersburg und Moskau — sondern dort in der anarchistisch verseuchten Ukraina, der muss deutsche Zustände nicht nur erträglich, sondern geradezu glänzend finden.

* . *

Mit Grauen denken wir an das Russland der beispiellosen Not und des Elends zurück. Immer sicherer greift der Hunger zu. Vereint mit ihm sind Frost und Krankheit grausam am Werke. In Scharen gehen die Menschen ins Verderben. Rasch und rascher treibt es sie dem Schattenreich des Todes zu!

Deutsche! Franzosen! Engländer! Amerikaner! An Eure Menschlichkeit wird appelliert! Wo ist Eure Humanität? Wird Euch keine Pflicht? Ergreift's Euch nicht? Ach, dass Ihr liebeflammend helfen wolltet!

Menschheit, des Hassens ist genug!! —

Von demselben Verfasser ist erschienen:

1. „Ein Tagebuch aus dem Reiche des Totentanzes (Süd-Russland)". Selbstverlag, Emden.

Presse-Aeusserungen:

„Die Aufzeichnungen des Verfassers sind unmittelbar während der Ereignisse selbst vom 15. Sept. 1919 bis zum 5. März 1920 niedergeschrieben worden; sie gewinnen gerade dadurch eine hervorragende Anschaulichkeit und halten den Leser von Anfang bis zu Ende in Atem . . .!"

(„Deutsche Warte"), Prof. Dr. G. Mentz-Jena.

„. . . Das ganze ist auf eine so feinfühlende und zu treffende Weise geschildert, dass es (das Buch) aufs wärmste empfohlen werden kann. Der Schreiber versteht es, die Ereignisse so ergreifend darzustellen, dass man das Buch kaum hinlegen wird, bevor man es durchgelesen hat. Ich bin davon überzeugt, das Buch wird ein bleibendes Literaturwerk sein . . ." Prof. Ewert, „Vorwärts", Kansas, U. S. A.

„Die Schrift von Dietrich Neufeld gibt uns einen ganz ergreifenden Eindruck davon, wie die grauvollen Ereignisse sich in einem feinempfindenden Herzen und in der Seele eines Menschenkinde's wiederspiegeln, das all das Furchtbare selbst miterleben musste. Man wird an die „Totentanz"-Zeichnungen eines Hans Holbein oder Alfred Rethel erinnert, wenn man diese Tagebuchblätter liest."

„Mennonitische Jugendwarte".

„Er is een merkwaardige objectiviteit in de Karakteristiek der verschillende machthebbers, onder wier wisselend regiem onze weerloze Kolonisten hadden te lijden. De schrijver Scheidt nergens . . . hoe levendig en aanschouwelijk de schrikkelijke dagen ons hier ook voor oogen gesteld worden, nergens wordt zijn boekje ontsierd door uitbarstingen van haat. De man, die deze dagboek heeft geschreven, kent blijkbaar de behoefte om de menschen, ook in keen verste afdwalingen, zielkundig te begriipen. En niet alleen de menschen, maar ook de bewegingen . . ."

„De Zondagsbode".

„. . . der Verfasser bleibt nicht bei der blossen Bericht-erstattung und Schilderung stehen, er erlebt ja alles mit, und dieses Miterleben zwingt den Menschen zu einer Stellungnahme zum Erleben . . . Der Verfasser bemüht sich in seiner grossen Qerechtigkeitliebe und seiner hohen Auf-fassung von der Menschenwürde auch Mensch-Bestien gerecht zu werden, ihre Psyche zu verstehen. Er steht auf einer hohen Warte . . ." „Ostfriesische Zeitung".

2. „Mennonitentum in der Ukraine".

Schicksals-Geschichte Sagradorkas. Selbstverlag, Emden. Erscheint im Juni 1922.